

der Spieler sind von den zuständigen Schöffengerichten bereits verurteilt, 40 Prozesse schweben noch.

— Zu einer in Rolandseck mit einem Gehalte von 1800 Mk. ausgeschriebenen Reifestelle meldeten sich nicht weniger als 260 Bewerber, darunter 2 Grafen, mehrere Freiherren, Barone etc.

— Frauenversammlungen sind jetzt in Berlin nichts Seltenes. Nicht zeitgemäß ist darum ein von der „Volkszeitung“ gebrachtes Wiegenlied, das vom Vater zu singen ist und lautet:

Gia, popcia, nun schlafet, ihr Rangen,
Die Mutter ist wieder „versammelt“ gegangen;
Gia popcia, o bleib mir gesund,
Die Mutter hält Reden, der Vater den — Mund.

— [Eine unangenehme Ueberraschung] erfuhr, der „Staatsb. Ztg.“ zufolge, am Donnerstag eine von der Landpartie zurückkehrende Berliner Familie. Während sie in einer der romantischen Waldpartien des Grunewaldes in den Reizen der Natur am Sommerabend schwelgte, hatte sich ein äußerst profanischer Gerichtsvollzieher die in der Alvenslebenstraße befindliche Wohnung öffnen lassen. Er entfernte daraus vieles, was nicht zur „Leibesnahrung“ und „Nothdurft“ gehörte, ein Pianino, eine Garnitur Polstermöbel und — einen Papagei. Letzterer schien nicht wenig bestürzt zu sein; denn als er in seinem Bauer auf dem Möbelwagen stand, schrie er fortwährend: „Papchen komm!“ Doch Papchen kam nicht, denn er schwelgte im Grunewald, und als er kam, da war es schon zu spät.

— [In die Falle gegangen.] Daß der sprechwerthlich gewordenen Findigkeit unserer Postbeamten die unserer Straßenfondulture nicht nachsteht, mußte jüngst ein liebevoller Jüngling zu seinem Schaden erfahren. Der Abonist hatte sich auf einer Pferdebahnfahrt eine reizende Blondine als Gegenüber erkoren und blickte nun, alles andere vergessend, beseligt in das Angesicht der holden Schönen, die für sein Mienenpiel nicht ganz unempfindlich zu sein schien, bis er durch ein plötzliches Fallen des Wagens aus seinen Gedanken und — in eine der sehr teuern Spiegelgehoben fiel. So sehr nun aber auch unser Fahrgast ein Bewunderer von Frauen Schönheiten war, so schnell verduftete er angesichts des angerichteten Schadens, begünstigt durch die momentan entstandene Verwirrung schleunigst aus dem Gesichtskreise des verzweiferten Konduktors, der mit dem Davongeeilten fünf Mark — den Preis der zu erscheinenden Schiene — schwand sah. — Am nächsten Tage findet der Durchgegangene auf der sog. „Eiselnwiese“ der Hauptzeitung zu seiner größten Freude folgende Annonce: „Der interessante, junge Mann, der gestern durch das ihm im Pferdebahnwagen zugestohene Malheur verhindert war, die Bekanntschaft seines Gegenüber zu machen, wird um eine Zusammenkunft für morgen nachmittags vier Uhr im . . . Garten gebeten. Erkennungszeichen: „Eine weiße Rose.“ — Die bedeutungsvolle weiße Rose im Knopfloch erscheint unser Romeo freudig bewegten Herzens süßer Erwartung voll pünktlichst an der bewußten Stelle. Anstatt der ersehnten Julia tritt ihm der hintergegangene Pferdebahnkonduktor entgegen, der nun, befriedigt von dem Gelingen seines Coups, die energisch geforderten fünf Mark von dem aus allen Himmeln Gefallenen erbarmungslos einzieht. Die schöne Julia aber sah er niemals wieder.

— Das höchste Bauwerk der Erde sind seit kurzem nicht mehr die Thürme des Kölner Domes, sondern das Washingtondenkmal zu Washington, dessen Einweihung am 21. Februar erfolgte. Letzteres ist nämlich ein riesiger, obeliskartig gemauerter Turm von 169 Mtr. Höhe (die Kölner Thürme messen nur 157 Mtr. Höhe). Zu dem Bau waren an Steinmaterial 82,000 Tons (à 1000 Kg.) Granit nötig; jeder Teil der Vereinigten Staaten lieferte ferner einen seiner geologischen Eigenart besonders entsprechenden Block (z. B. Kalifornien Goldquarz, Michigan Kupfererz, Minnesota Pflasterstein etc.). Der Schlussstein ist ein Marmorblock 3300 englische Pfund Gewicht und unten eine Metallpyramide mit den verschiedenen Inschriften. An dem Riesendenkmal, welches nicht weniger als 1,187,000 Dollars gekostet hat, ist seit 1848 gearbeitet.

— [Ein asiatischer Hofstaat.] Nach den neuesten Ausweisen besteht jetzt die Palastdienerschaft zu Sine, der Residenz des Königs von Annam, aus 7450 Mann, die folgendermaßen beschäftigt sind: 500 Speerträger, 500 Mann Wache, 500 Standardenträger, 150 Gefängniswärter, Strafvollzieher und Scharfrichter, 200 Mann zum Tragen des königlichen Spiegels,

150 Schildträger, 180 Balдахinträger, 150 Balankinträger für die Haremsdamen, 150 Sonnenschirmträger, 50 Tambours, 400 Fächerträger, 100 Ausrufer (wenn der König spazieren fährt), 500 Träger, 50 Lebediener, 50 Falkner, 100 Köche, 2500 Hüter der königlichen Familiengruft, 50 Waffenhüter, 150 Musikanten, 250 Tempeldiener, 50 Einsammler und Zubereiter der Schwalbennester, 50 Fischer, 50 Gärtner und 500 Schwimmer, Taucher und Wasserfünftler. Dabei ist die weibliche Dienerschaft, die gleichfalls einige hundert Köpfe stark und unter dem Kommando einer emeritierten Haremsdame steht, nicht mitgerechnet.

— Aus dem Hundeleben teilt man folgendes mit: Eine Hündin von mir warf anfangs vorigen Jahres in einem ausgedehnten Kasernement Junge, die später sämtlich an Bewohner desselben vergeben wurden. Nur eins der Hündchen war der ausgesprochene Liebling der Mutter, zu dem sie sofort lief, sowie sie die Kaserne betrat, mit ihm spielte sie und ihm trug sie Knochen und andere Leckerbissen zu. Wollten einmal die Ungeliebten sich nach dem Befinden der Frau Mama erkundigen, so wurden sie ungnädig angelassen. Da geschah es, daß einer der Ungeliebten von einem Pferde auf die Pfote getreten wurde, so daß sie blutete. Das Hündchen wurde darauf in die Wohnung seines Herrn gebracht, wobei wohl einzelne Tropfen Blutes auf den Weg fielen. Nach ein paar Stunden tragt es an der Thür des kleinen Kranken und durch die geöffnete Thür erscheint, zur höchsten Verwunderung des Bewohners, die Mutter des kleinen Kranken und geht nach kurzer Begrüßung an das Lager des kranken Hündchens, beriecht es sachverständig und legt ihm die kranke Pfote. Darauf wieder kurze Verabschiedung und Frau Mutter verschwand. Diese Krankenbesuche wiederholten sich jetzt mit gewisser Regelmäßigkeit, bis sie, bei zunehmender Besserung, allmählich seltener wurden und schließlich wieder ganz aufhörten.

— Es wird vielfach überraschen zu hören, daß in Frankreich die Zahl der Wölfe noch eine recht bedeutende ist. Nach amtlichen Ausweisen sind 1883 auf französischem Boden nicht weniger als 1308 Wölfe erlegt worden. Von den 87 Departements Frankreichs wurde nur in 32 kein Wolf bemerkt.

— [Weib — Frau — Gemahlin.] Inbezug auf diese drei anscheinend gleichbedeutenden Bezeichnungen für eine aus dem „schönen Geschlechte“ dem „Herrn der Schöpfung“ auf den Lebensweg mitgegebene „bessere Hälfte“ stellt jemand nach seinen Beobachtungen folgenden Unterschied fest:

Wenn man aus Liebe heiratet, wird man Mann und Weib, wenn man aus Bequemlichkeit heiratet, Herr und Frau, und wer aus Verhältnissen heiratet, Gemahl und Gemahlin. — Man wird geliebt von seinem Weibe, geschont von seiner Frau, geduldet von seiner Gemahlin. — Man hat für sich all in ein Weib, für seine Hausfreunde eine Frau und für die Welt eine Gemahlin. — Die Wirtschaft besorgt ein Weib, das Haus besorgt eine Frau, den Ton eine Gemahlin. — Wenn man krank ist, wird man gepflegt von dem Weibe, besucht von der Frau und nach dem Befinden erkundigt sich die Gemahlin. — Man geht spazieren mit seinem Weibe, man fährt aus mit seiner Frau und macht Partien mit seiner Gemahlin. — Unsern Kummer teilt das Weib, unser Geld die Frau und unsere Schulden die Gemahlin. — Sind wir tot, so beweint uns unser Weib, beklagt uns unsere Frau und geht in Trauer wegen uns unsere Gemahlin.

— Richter: „Angellagter Schleg, in Ermangelung jeglicher Legitimationspapiere haben Sie anzugeben, wo und in welcher Eigenschaft Sie die letzten Jahre gearbeitet haben?“ — Schleg: „Ja, das war ein halbes Jahr in Danzig als Korbflechter; vier Monate in Berlin als Schuhmacher; sechs Monate in Mainz als Maurer und in Köln drei Monate als Tagelöhner.“ — Richter: „Ja, wie kommen Sie zu so verschiedenen Berufsweisen?“ — Schleg: „Weß Kneppchen! Es ist mir auch ein Rätsel, aber in jedem Gefängnis fanden sie andere Talente an mir.“

Charade.

Die Erste ist eine Fläche weit
Drauf Frühling blühet und grünt;
Die Zweite und Dritte bringt herbes Leid,
Wenn schlechten Händen sie dient.
Das Ganze stellt mit klugem Sinn
Die Erste dir auf dem Papiere hin.

Auflösung des Rätsels in voriger Nr. des Sonntagsblattes:
„Beloziped.“

Sonntagsblatt

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

N^o 29.

Samstag, den 18. Juli.

1885.

16

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

„Die Zeit wird ihn lehren, es besser zu machen,“ sprach begütigend die Gräfin. „Man kann nicht wohl verlangen, daß ein Mensch alles weiß. Der Koch war, wie er mir sagte, stets in der Schweiz; da ist es wohl begreiflich, daß er die Nationalgerichte anderer Länder nicht kennen gelernt hat.“

„Meiner beiseitenden Ansicht nach leistete der Mann ganz Vortreffliches,“ erklärte der Professor, „die Wildbraten und Suppen sind von einer so duftigen Würze, wie ich sie niemals geschmeckt. Geben Sie ihm nur den Auftrag, mein junger Freund, sich während der Zeit, da wir bald auf Reisen sein werden — à propos in welcher Woche gedenken die Frau Gräfin die Reise zu beginnen?“ warf er ein. — „Es war meine Absicht, in 14 Tagen aufzubrechen,“ entgegnete Klothilde. Der Sonnenbrand in unserem Lande ist so unerträglich, daß ich mich von ganzem Herzen freuen werde, in der Schweiz zu sein.“

„Ja, die Schweiz,“ versicherte der Knabe, „war immer das Ziel meiner Wünsche, seitdem der Herr Professor mich über alle die Schönheiten unterrichtet hat. Wir werden doch alles in Augenschein nehmen, Mama?“ — „Alles was Du wünschst und verlangen wirst, mein lieber Sohn.“ — „Auch den St. Gotthardt werden wir bestiegen?“ — „Bestiegen?“ Die Gräfin lachte. „Nun, das wird Deine Aufgabe wohl sein.“

„Vom St. Gotthardt aus wären wir dann bald in Italien,“ meinte der Professor, „wann gedenken die Frau Gräfin in dieses Land zu gehen?“ — „Darin habe ich meine eigene Ansicht,“ entgegnete Klothilde. „Ich denke, wir bereisen im Monat August nur die Schweiz, den September verbringen wir in einem Seebade an der Nordküste Italiens und besuchen dann im Oktober Venedig und Rom.“ — „Vortrefflich!“ versicherte Dr. Meinhart.

„Werden wir dann da auch den Papst sehen?“ fragte der Knabe. — „Gewiß, lieber Sohn. Wer möchte wohl die weite Reise nach Rom unternehmen, ohne den Vatikan zu betreten und den heiligen Vater zu sehen!“ Hier wurde die Unterhaltung in seltener Weise geführt. Der schwerfällige, alte Portier des Hauses kam, zu melden, daß ein fremder Besucher da sei; er habe ihn, da niemand zugegen gewesen, in den Empfangssaal geführt. „Vergelt lange seine Karte,“ sagte Klothilde. — „Das ist es eben,“ erwiderte der Mann, „er verweigerte seine Karte zu geben.“ — „Ein Biestler,“ warf die Gräfin geringschätzend hin. — „Um Vergebung, gnädige Gräfin,“ entgegnete der Mann, „meiner Ansicht nach ist dieser hier ein Herr aus der Gesellschaft.“

Die Gräfin überkam ein eigentümliches Gefühl. Im nächsten

Augenblicke aber wußte sie es zu verschewen und sagte in beschuldender Tone zu dem Manne: „Ich wünsche die Karte dieses sonderbaren Besuchers zu sehen.“ Der Portier gab sich alle Mühe, auseinanderzusetzen, daß ihm die Erfüllung dieses Gebots unmöglich sei; er gab Entschuldigungen an, die der Fremde ihm vorgebracht habe, und betonte, daß sein Besuch lediglich auf eine Ueberraschung vorbereitet sei.

Erstaunt blickte die Gräfin ihn an. Wer aus dem Kreise ihrer Bekanntschaft, aus der Heimat, Freunde der Jugend, konnte zu ihrer Ueberraschung auf der Frankenburg sein? Ihre Vaterstadt hatte sie seit mehr als fünfzehn Jahren verlassen, ihre Umgebung war dem Manne bekannt, und was die Gesellschaft aus der Hauptstadt anbelangte, so war es ja ihre ausgesprochene Absicht, mit derselben auf keinerlei Art in Verkehr zu sein. Sie sann, grübelte, überlegte hin und wieder, dann siegte die Neugier, die bekanntlich bei allen weiblichen Geschöpfen die Oberhand führt und sie entschloß sich, wer er auch sein mochte, den Fremden zu sehen.

Sie gab dem Manne Befehl, ihr Erscheinen zu melden, schob die Tafel beiseite und machte sich, indem sie den Knaben auf-forderte, ihr Gesellschafter zu sein, auf den Weg.

Ungebulbig harrte der Fremde im Saale. Er hatte eine weite Strecke Weges zurückgelegt, bevor er auf der Frankenburg angelangt war; kam er doch von München, wo er vor kurzer Zeit seinen Wohnsitz genommen, und trieben ihn doch die Gefühle der Freundschaft, welche er seit seiner frühesten Jugend für die Familie von Sternenberg hegte. Endlich, nach einer langen Viertelstunde, ward die Doppelthüre geöffnet und Klothilde, begleitet von ihrem Sohne, trat ein. „Sie wünschen mit mir zu sprechen,“ sagte sie daher mit einer gewissen Herablassung im Tone, und dennoch mit Wohlgefallen die schöne Gestalt des Fremden fixierend, „darf ich fragen, welcher Beweggrund Sie zu mir geführt?“ — Der andere verneigte sich. „Ich bitte um Vergebung, gnädige Frau,“ meinte er etwas verlegen, „ich würde mir's zur Ehre anrechnen, die Gräfin von Sternenberg persönlich zu sehen.“

„Ihr Name, mein Herr?“ fragte Klothilde betreten. — „Die Gräfin von Sternenberg kennt mich —“ Klothilde blickte erstaunt und doch nicht ohne Mißvergnügen auf den jungen Edelmann, der, vielleicht ohne es zu wollen, um ein paar Schritte von der Sprecherin zurückgetreten war.

„Die Gräfin von Sternenberg hat leider nicht das Vergnügen,“ warf sie geringschätzend ein; „wenn Sie aber —“ — „Das mag sie selbst entscheiden,“ erwiderte mit sehr ruhiger Miene der Fremde; „wenn Sie daher die Güte haben wollten, ihr den Besuch eines Freundes melden zu lassen —“ — „Aber Mama ist ja die Dame, welche Sie suchen,“ fiel hier etwas ungeschicklicherweise der Knabe ein.

In dem Angesicht des Fremden wechselten Verlegenheit und Staunen, mit weit aufgerissenen Augen starrte er bald Klothilde, bald den fast herangewachsenen Knaben an. „Sie belieben zu scherzen,“ stammelte er endlich. Klothilde warf in spöttelnder Weise die Lippen auf. „Sie — Sie wären Udo's, meines Freundes Gattin?“ stotterte der Fremde. — „Ich wiederhole Ihnen, daß ich die Gebieterin der Frankenburg bin,“ sprach Klothilde im höchsten Grade betreten, „darf ich mir die Frage erlauben, von wem und mit welchem Rechte mir diese Scene bereitet wird?“ „Gewiß,“ erwiderte jetzt forschig, als es ihm gelingen wollte, der Fremde, „ich bin ein Jugendfreund des seligen Grafen Udo, Ihres Gatten Frau Gräfin; vielleicht daß mein Name, wenn auch nur flüchtig, bei Ihnen in Erinnerung ist. Ich war längere Zeit abwesend von München,“ fügte er hinzu, man hatte mich sogar viele Jahre lang für tot angesehen; es mag daher befremden, daß ich mich nach so langer Zeit und auf so unpassende Weise bei Ihnen, die Sie Witwe sind mich einzuführen erlaube, doch Sie wollen mir vergeben. Mein Name ist: Viktor von Hohenheim.“

„Hohenheim!“ Mehr schreiend als sprechend waren diese Laute Klothildens Lippen entfahren; wie eine Bildsäule starr hielt sie das glänzende Auge auf die Erscheinung des jungen Mannes gebannt. „Hohenheim,“ wiederholte sie wie im Traume, „also doch Hohenheim, den ich längst schon verloren geglaubt!“

„Sie kennen also meinen Namen?“ fragte Viktor, den der Schreck, welchen Klothilde zur Schau trug, fast mehr als ihre Erscheinung befremdete. — „Ich entsinne mich, daß mein seliger Gatte von Ihnen gesprochen hat,“ erwiderte die Gräfin, die jetzt in der Verlegenheit zu glücken begann. „Es sind viele Jahre, seitdem Sie fortgegangen sind von München.“ — „Nicht ganz siebenzehn Jahre,“ warf Viktor ein. „Aber die Zeiten meines Ungemachs, Gottlob! sind vorbei. Da zog es mich, die Heimat wiederzusehen.“ — „Ah!“ machte Klothilde. — Sie wußte in der Verlegenheit nichts anderes zu thun, als sich niederlassend, auch dem Grafen auf einen Sessel zu deuten.

„So bleiben Sie in der Hauptstadt?“ — „Es war meine Absicht,“ entgegnete Viktor. Die Erregung der Gräfin wuchs mit jeder Minute. „Der Herr ist ein Freund Deines seligen Vaters,“ sagte sie nach irgend einer Rede suchend zu dem Knaben, „geh“, reiche ihm die Hand.“ — Der Knabe that wie ihn die Mutter geheißen; er trat in bescheidener Weise zu dem Grafen und machte sein Kompliment. „Ein prächtiger Junge,“ meinte dieser, „ist er das einzige Kind?“ — „Das einzige,“ bestätigte Klothilde. — „So hat ihm?“ — Sie verzeihen, daß ich mir die Frage erlaube — „die erste Ehe gar keine Kinder geschenkt?“

Klothilde wurde blutrot. Sie hatte alle ihre Selbstbeherrschung nötig, um in diesem Augenblicke nicht außer Fassung zu geraten; sie rang nach einer Ausflucht; dann, so weit es in ihrem Können lag, die Unbefangene nach außen lehrend, erwiderte sie, Erstaunen heischend: „Sie scheinen in einem Irrtum befangen, Herr Graf. Udo hat niemals vor mir eine andere Gemahlin bejessen.“

Viktor starrte sie an. Er wußte im Moment nicht, war sie oder er selbst im Traume. Zu deutlich noch stand in seiner Erinnerung das holdselige Bild Annetas mit ihren goldgelockten Haaren, ihrem weichenblauen Auge, ihrer zarten Blässe und ihrer lieblich anmuthigen Gestalt. Wie so ganz verschieden war dieses Bild, welches seine Phantasie sich malte, von den schwarzfunkelnden Sternen und der Rabenfarbe der Locken, von denen das stolze Haupt der vor ihm stehenden Gräfin von Sternenberg umschlungen war! Der junge Edelmann begriff in diesem Augenblicke wohl selbst kaum, wie ihm geschah; er wußte nicht, was auf solche Antwort erwidern; darum brachte er nur die Worte: „Ich bitte um Vergebung, gnädige Gräfin, wenn ich durch meine Aeußerungen einen Fehltritt gemacht,“ hervor.

Klothilde lächelte gnädig. „D,“ meinte sie, „dergleichen kleine Angelegenheiten fallen nur zu leicht aus der Erinnerung. Wenn die Zeit Sie wieder mehr an die Verhältnisse der Residenz gewöhnt haben wird, mein werter Herr Graf, so bleiben Ihnen die Ereignisse der Familie wieder mehr im Gedächtnis. Das Leben bringt es so mit sich.“

Der Graf stotterte etwas in der Verlegenheit. Es war ein peinlicher Augenblick, der hier seine Vollkommenheit über zwei Gemüther erstreckte; der Graf verwirrt, Klothilde in Verstörung; selbst über den Knaben Alfred dehnte sich das Unbehagen aus, welches jene wie durch Naturtrieb von einander abgefordert hielt.

„Es war meine Absicht,“ begann Viktor nach einer Weile, „München von jetzt ab wieder als meine Heimat zu betrachten. Ich kam in der Zuversicht nach der Frankenburg, daß die Familie meines seligen Freundes auch ihrerseits mir die Freundschaft schenkte, die Udo und ich seit den Kinderjahren für einander gehabt.“ — „Und in dieser Voraussetzung haben Sie sich nicht getäuscht,“ entgegnete Klothilde gewandt, froh, die Unterhaltung auf eine andere Bahn geleitet zu sehen. „Es freut mich von Herzen, Sie als einen Freund meines seligen Gatten willkommen zu heißen; auch in der Folge wird Ihr Besuch bei uns stets das freudigste Ereignis sein.“

Herr von Hohenheim dankte. Er sprach noch dies und jenes, aber die Stimmung, beengend wie sie war, wollte sich keiner angenehmeren Färbung erfreuen. Daher nahm er bei der ersten Gelegenheit Veranlassung, sich zu erheben und, ein baldiges Wiederkommen versprechend, sich auf den Heimweg zu begeben, wo ihm, wenn auch keine freudige Erinnerung, so doch Gelegenheit zu eingehenderem Nachdenken geboten war. Und dieses Nachdenken nahm, wie leichtverständlich, einen verwinkelten Lauf. Viktor ließ es keinen Zweifel, von irgend welcher Seite war hier ein Fehltritt geschehen. Hatte er nicht selbst vor Jahren bei der Vermählung Udo's mit Annetta Martini als Trauzeugen gestanden? hatte nicht damals sein Freund das blondlockige liebevolle Dorfmadchen als seine Gemahlin heimgeführt? Und jetzt, jetzt waltete eine andere als Herrin hier im Schlosse, eine andere behauptete die alleinige Gemahlin Udo's gewesen zu sein.

Es wirbelte dem jungen Manne im Hirne, die dümmsten Phantasiegebilde stellten sich seinem Geiste vor. — Wie sollte er nun hier handeln? welcher Weg war hier der rechte? oder vielleicht gar that er besser, daß er die Angelegenheit ganz auf sich selber belies? — Sein Verstand — schien es nicht so? — drehte sich mit seinen Gedanken im Kreise herum; wahrlich, hier hatte ihn das Schicksal in eine Frage geworfen, deren Beantwortung ihm in diesem Augenblicke noch eine Sache der Unmöglichkeit schien.

Der Frieden, die Ruhe, in welche die Gräfin Klothilde sich hineingewiegt, waren nun mit einem Schlage dahin. Er war aufgestanden, der Mann, der ihr unseliges Geheimnis kannte, er war am Leben, Viktor von Hohenheim, der Längstverschollene, der Widersacher ihrer Rechte, der einzige, dem die Ungültigkeit ihrer Ansprüche auf Titel und Reichthum kein Geheimnis war. Er war reich, wohnte in München, er hatte sie gesehen, er hatte erkannt, daß sie nicht die Gräfin von Sternenberg sei, bei deren Vermählung er als Trauzeuge fungierte, die aufzusuchen er nach der Frankenburg herabgekommen war. Ruhelos wälzte sie sich auf ihrem Lager, verzweifend folterte sich das schmerzgeprüfte Haupt, welches jeder Schlaf floh. Für sie gab es jetzt keinen Ausweg mehr auf Erden; es war der Augenblick gekommen, da der Fluch, welchen einst ihr Gatte über ihr und ihres Kindes Dasein heraufbeschworen hatte, wie ein alles zerdrückender Alp auf ihr Dasein niederfiel. Es blieb ihr ja nichts mehr; mit dem Worte „Viktor von Hohenheim“ war für sie und ihren Knaben alles Glück auf dieser Erde für immer geschwunden; oder gab es noch etwas, das dem Ungeheuer, welches man Ruin nennt, in seinem jähen Laufe Einhalt gebot?

In dem Zimmer der Verzweiflung, welcher sie durchwühlte, reifte in der Gräfin Hirn ein absonderlicher Plan. Acht Tage nach dem Besuche des Grafen auf der Frankenburg waren vergangen, als sie eines Morgens die alte Barbara zu sich beschied.

„Ich habe Dir eine Mitteilung zu machen,“ redete sie mit kurzen Worten die Alte an, „das Leben hier beginnt mir von Herzen langweilig zu werden, und auch das Reisen vergnügt mich nicht. Da habe ich mich entschlossen, mir auf eine andere Weise Zerstreuung zu verschaffen, bereite alles zum baldigen Aufbruch, wir werden nächster Tage nach der Hauptstadt gehen.“

Mit weit aufgerissenen Munde stand Barbara da. „Nach der Hauptstadt, gnädige Frau Gräfin?“ brachte sie hervor, „und das in der heißesten Jahreszeit, da die ganze hohe Gesellschaft ihre Erholung —“ — „Mache keine Einwendungen,“ unterbrach sie Klothilde, „triff im Gegentheil die Vorbereitungen zu unserem Aufenthalt in München in umfassender Weise, da vielleicht lange Zeit vergehen wird, bevor wir nach der Frankenburg zurückkehren. Auch Sean soll mit und die schönsten der Equipagen. Du hast mich verstanden?“

Die Alte bejahte. Mißlaunig den Kopf schüttelnd, ging sie hinaus. „Was die vornehmen Leute doch manchmal für Launen

haben!“ brummte sie vor sich hin, „erst werden zwölf Jahre in der größten Einsamkeit hingebracht, alle Einladungen abgelehnt, alle vielleicht noch bestehenden Verbindungen mit der Residenz abgebrochen, und nun auf einmal führt der Befehl wieder alles zur Hauptstadt hin! Nein, bei meinem Leben! so etwas fiel doch zu anderen Zeiten auf der Frankenburg nicht vor!“ Brummend ordnete sie, wie ihr befohlen, die Vorbereitungen zur Abfahrt. Was konnte es ihr auch helfen, daß sie zögerte und Einwendungen erhob? War sie doch eine Untergebene und mußte gehorchen; und sie selbst, Klothilde, die Herrin des Schlosses, sie folgte der Stimme, welche sie mit unbezwinglicher Gewalt nach der Hauptstadt trieb.

Fortf. folgt.

Der Schmetterling.

Unter den Tausenden von Geschöpfen, welche die schöne Jahreszeit beleben und dazu beitragen, Feld und Wald, Garten und Hain mit ihrem Dasein zu schmücken und zu den anziehenden Sommerbildern eine farbenprächtige Illustration zu liefern, ist der leichtbeschwingte Geselle, der flatterhafte Schmetterling in seinen mannigfaltigen Variationen gewiß nicht das Letzte, und es dürfte sich wohl der Mühe verlohnen, uns auch mit ihm ein wenig zu beschäftigen, und zwar haben wir es in folgenden Zeilen hauptsächlich auf das buntschillernde Kostüm des kleinen Sommergastes abgesehen.

Wenn wir die Unterseite eines Schmetterlingsflügels mit der Oberseite vergleichen, so finden wir, daß zwischen beiden in der Färbung durchgehend ein großer Unterschied besteht: auf der Oberseite erglänzen in köstlichem Schmelz die feurigsten Farben, die Unterseite dagegen scheint stiefmütterlich bedacht und muß sich mit matten Tönen begnügen.

Unwillkürlich drängt sich die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung auf, die sich zu häufig wiederholt, als daß sie nicht für den Schmetterling eine Bedeutung haben sollte, denn in der Natur giebt es nichts Beziehungsloses, nur erkennt das menschliche Auge nicht immer den Zusammenhang der Dinge.

Ein Schmetterling gewährt einen ganz anderen Anblick, wenn er seine Flügel ausbreitet, als wenn er sie zusammenklappt: das erste Mal zeigt er die Oberseite, im zweiten Falle dagegen läßt er nur die Unterseite erkennen; er besitzt gewissermaßen zwei Kostüme, in denen er sich präsentiert: einen farbenprächtigen Festanzug und ein einfaches Hauskleid.

Wie bekannt, macht der Schmetterling, ehe er als vollendetes Insekt erscheint, eine Reihe von Verwandlungen durch. Aus dem Ei entwickelt sich die Raupe, welche mit unersättlicher Gier Nahrung zu sich nimmt; die Raupe verwandelt sich in eine Puppe, in deren Innern sich der Schmetterling bildet, der die Hülle durchbricht, um ein kurzes aber fröhliches Dasein zu durchleben: Von Blume zu Blume gaukelt der leichtbeschwingte Falter und taucht seinen Rüssel in die Honiggefäße, den süßen Tropfen für sich zu gewinnen, er breitet die farbenschimmernden Flügel aus, deren Glanz das Weibchen herbeilockt, und im munteren Hochzeitsreigen flattern sie durch die Luft über Gärten und Felder, über Wiesen und Heide, auf schwankenden Blütenzweigen ihr Brautbett aufzuschlagen: Es ist in der That das hochzeitliche Kleid, das in lockenden Farben prangt, wenn der Schmetterling im Sonnenschein ruhend, die Flügel ausbreitet. In gleicher Weise erscheinen die Vögel zur Paarungszeit im Hochzeitsschmuck: Die Farben der Federn sind lebhafter als zu anderer Zeit und geben ihnen ein schöneres Ansehn; ihr Gesang ertönt melodischer und weitgeschallender Lohruf entströmt ihrer Kehle. Die Nachtigall, deren Gefieder der bunten Farben entbehrt, singt köstlicher als alle andern Vögel, aber auch nur zur Zeit der Paarung, so daß der bräutliche Gesang den hochzeitlichen Schmuck ersetzt.

Diese Mittel dienen zum Anlocken des Weibchens und mithin zur Erhaltung der Art und so sehen wir, daß der Festschmuck der Geschöpfe nicht dazu da ist, das Auge des Menschen zu erfreuen, der sich gern als den Herrn der Schöpfung betrachtet, für den alles auf der Welt geschaffen wurde, sondern die äußere Schönheit gilt zunächst der Fortexistenz des Geschlechts, der Gattung.

Nannten wir die Oberseite des Schmetterlings sein Hochzeitskostüm, so können wir die Unterseite sein Hauskleid nennen. Wenn der Abend hereinbricht, und die Sonnenstrahlen schräger zu fallen beginnen, sucht sich der Schmetterling einen Ruheplatz

für die Nacht. Nur schwer wird es dem Auge, die Schummernden zu entdecken, es scheint, als sei das schwärmende Völkchen, das während der Tageszeit die Luft belebt, gänzlich verschwunden. Wer sich aber ein wenig Mühe gibt, dem gelingt es, den ruhenden Schmetterling zu entdecken, obgleich einige Mühe dazu gehört, ihn von seiner Umgebung zu unterscheiden. Der Schmetterling sucht für die nächtliche Ruhe Orte aus, deren Umgebung mit der Unterseite seiner Flügel größte Ähnlichkeit hat. Das prachtvolle Pfauenauge gleicht im Hauskleide der schwarzen Erde; dementsprechend findet man es am Abend häufig mit zusammengeklappten Flügeln an dunkelfarbenen Steinen, Erdbäusen und dergleichen. Der Kohlweißling sucht die fahlgelben Blätter der Gänseblut und reifendes Korn auf, dessen Halme in der Farbe mit der Unterseite seiner Flügel übereinstimmen. Schmetterlinge, deren Hauskleid braun oder grau gefärbt ist, setzen sich am Abend an Baumstämmen oder Flecken fest, deren Farbe ebenfalls ins Graue oder Braune spielen. Diese Uebereinstimmung der Unterseite der Schmetterlingsflügel mit dem Orte der Uebernachtung dient den kleinen Geschöpfen zum Schutz gegen Nachstellung. Es entzieht diese Ähnlichkeit sie dem Auge der Verfolger, namentlich der Vögel und dient somit auch zur Erhaltung der Art.

Die Annahme eines bloßen Naturspiels muß ausgeschlossen werden, weil diese Erscheinung oft vorkommt und sich stetig wiederholt, und somit auch den Zufall nicht in Rechnung zu bringen gestattet. Eine an einzelnen Fischen gemachte Beobachtung zeigt, daß die Uebereinstimmung der Farbe eines Tieres mit seinem Aufenthaltsort keine zufällige ist, sondern von Natur gegeben abhängt. Viele Tiere aus der Klasse der Fische und Krustentiere haben die Eigenschaft, ihre Farbe je nach dem Grunde zu ändern, auf oder über welchem sie sich aufhalten. Regen oder setzen sie sich über Sandgrund, so werden sie hellfarbig, halten sie sich dagegen über Felsen auf, so nehmen sie die dunkle Farbe desselben an, sei es nun, daß sie vermöge dieses Farbenwechsels besser ihren Feinden entrinnen, oder daß sie ihre Beute leichter zu überraschen imstande sind. Um sich aber auf diese Weise mit dem Grunde, auf dem sie verweilen, in Einklang versetzen zu können, müssen die Fische und Krustentiere, welchen dieses Vermögen eigen ist, umgehenden Besitz ihres Gesichtsinnes sein. Beraubt man sie der Augen, so verlieren sie diese Eigenschaft und das Tier wechselt die Farbe nicht mehr, wie auch immer der Grund beschaffen sein möge, auf dem es seinen Aufenthalt nimmt.

Eine vollständige Erklärung hat diese gemachte Beobachtung noch nicht erfahren, sie kann aber dazu dienen, die Unzulässigkeit des Zufalls in den Naturerscheinungen darzutun und fordert zu weiteren Beobachtungen des Zusammenhanges zwischen dem Gesichtssinn und der Farbenänderung einzelner Geschöpfe auf.

So ist manchem Geschöpfe zur Erhaltung seiner selbst und seiner Art in der Förderung seiner Außenwelt ein wichtiges Hilfsmittel verliehen. Der Tagfalter oder Schmetterling zeichnet sich durch den Besitz zweier Färbungen aus, von denen die glänzende als Hochzeitskleid, die matte als Hauskleid dient, keine aber hat einen Vorrang vor der anderen im Kampf um das Dasein.

Verschiedenes.

[Zur Warnung.] In Dülken beauftragte der Bahnarbeiter van L. sein etwa 4 Jahre altes Söhnchen, in einer nahe gelegenen Wirtschaft für ihn Brantwein zu holen. Das Kind trant unterwegs einen Teil des Brantweins aus. Am andern Tage war es trotz ärztlicher Hilfe eine Leiche. Mögen die Eltern sich diesen sehr betrübenden Vorfall als Warnung dienen lassen.

[Ein Monstre-Lotterie-Prozeß.] Für viele Leute in der Umgegend Berlins ist eine Hausfuchung verhängnisvoll geworden, die vor einiger Zeit bei einem Schneidermeister in Deutsch-Wilhelmsdorf vorgenommen ist. Der Amtsvorsteher hatte in Erfahrung gebracht, daß der Meister in ziemlich erheblichem Umfange Lose ausländischer Lotterien, namentlich der sächsischen Landeslotterie, vertrieb. Bei der Hausfuchung wurde ein Verzeichnis von 75 Spielern dieser Lose gefunden. Der Schneidermeister sowohl, als auch der sächsische Kollektor sind wegen Verbreitung von Losen in Preußen verbotener Lotterien in 40 Fällen zu je 120 Mk. Geldstrafe verurteilt worden. 35